

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

**Band:** 120 (2024)

**Heft:** 2

**Artikel:** Ruhestand als Ausschluss : erschwerte gesellschaftliche Teilhabe älterer Frauen und ihr geringer Spielraum für Widerständigkeit

**Autor:** Götz, Irene / Gajek, Esther / Schweiger, Petra

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1063331>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 05.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Ruhestand als Ausschluss

## Erschwerte gesellschaftliche Teilhabe älterer Frauen und ihr geringer Spielraum für Widerständigkeit<sup>1</sup>

IRENE GÖTZ, ESTHER GAJEK, PETRA SCHWEIGER

### Abstract

Wie haben strukturelle Benachteiligungen die (Arbeits-)Biografien von Rentnerinnen geprägt? Wie können sich mit der Verrentung, intersektional verwoben, Geschlecht, Generation, Herkunft, Bildung zu einer multiplen Vulnerabilität potenzieren? Aus einer biografischen Perspektive, basierend auf Tiefeninterviews mit älteren Frauen in München, werden drei Ausschlussaspekte beleuchtet, die trotz der Heterogenität der vorgestellten Ausgangsmilieus und der sich entwickelnden Lebenslagen im Rentenalter praxeologisch greifbar werden. Erstens der *Ausschluss durch und von Erwerbsarbeit*, zweitens der *Ausschluss von sozialer und kultureller Teilhabe* und drittens der *Ausschluss durch Scham* im Sinne einer «Poverty-Mimicry». Dieser von uns eingeführte Begriff meint, dass die meisten der befragten Frauen ihre Armut zu verbergen versuchen, weil sie sich an bürgerlichen Leitbildern des «aktiven Alterns» und entsprechenden Blickregimes orientieren. Ausschlüsse und die Blickregimes darauf erschweren widerständiges Handeln und «kreative» Umgangsweisen mit Diskriminierungen. So fallen ältere Frauen häufig unbemerkt aus der aktivierenden Leistungsgesellschaft heraus. Dies ist ein tabubehafteter Mechanismus, der durch postkoloniale und aktivistische Ansätze analysiert und aufgebrochen werden kann.

*Keywords: poverty mimicry, heterogeneity of the conduct of life of the elderly, female poverty in old age, ageism, gender and age, queering old age*

*Poverty-Mimicry, Heterogenität der Lebenslagen Älterer, weibliche Altersarmut, Altersdiskriminierung, Gender und Alter*

<sup>1</sup> Betont werden soll hier eingangs, dass wir die Situation von Rentnerinnen in einer besonders teuren deutschen Grosstadt thematisieren, die vor allem auch vor dem Hintergrund des deutschen Rentensystems gesehen werden muss. Letzteres ist nach dem sogenannten Umlageprinzip an die Erwerbsarbeit gekoppelt, wobei dieses durch die strukturelle Absenkung der gesetzlichen Altersrente in den letzten 20 Jahren kaum noch ein auskömmliches Alter ohne private Vorsorge erlaubt; siehe zur «Demontage» des deutschen Rentensystems Balodis, Holger; Hühne, Dagmar: Die grosse Rentenlüge. Warum eine gute und bezahlbare Alterssicherung für alle möglich ist. Frankfurt/M. 2017.

## Der Ausgangsbefund: Best Ager versus Flaschensammler\*innen – polare Bilder

Wenn von den «Älteren» in den Medien die Rede ist, dann sind oft die Best Ager im Blick; zu sehen an den schönen Plätzen der Welt, wo Senior\*innen ihren Ruhestand genießen: in einer «Art festlicher Dauerferien, angefüllt mit süßem Nichtstun oder abenteuerlichen Hobbys», beziehungsweise mit «gemeinnützigem Engagement», das von der «Überflüssigkeit» erlöst.<sup>2</sup> Längst wurde diese Gruppe auch von der Politik als «Potenzial» für die Gesellschaft entdeckt<sup>3</sup> und von den Märkten als zahlkräftige Klientel umworben. Sie sollen und wollen reisen, sich ehrenamtlich einbringen oder den eigenen Kindern grosszügig zur Seite stehen; und sie sollen, so die Forderung der Politik angesichts des demografischen Wandels, auch die belasteten Rentenkassen durch Selbstvorsorge und längere Lebensarbeitszeit entlasten.<sup>4</sup> In solchen Sichtweisen adressieren Journalist\*innen im Gleichklang mit renommierten Altersforscher\*innen<sup>5</sup> eine bürgerliche, eher gut situierte Klientel und sie spiegeln die Lebensentwürfe, Bedürfnisse, Möglichkeiten und Sorgen dieser «jungen Alten» als einer relativ neuen Sozialfigur, die als fit und potent imaginiert wird.<sup>6</sup>

Die Soziologin Silke van Dyk hat bereits herausgearbeitet, wie sich in diesem Diskurs um ein von den Lasten der Erwerbsarbeit entpflichtetes, doch weiterhin aktives Alter(n) vor allem ein romantisierendes Altersbild zeigt. Dabei stellt die

- 2 Zitate aus dem ZEIT-Titel vom 12. 3. 2023: «Lieber etwas länger arbeiten?» Siehe auch die entsprechende Diskursanalyse bei Denninger, Tina u. a.: *Leben im Ruhestand. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft*. Bielefeld 2014.
- 3 Siehe z. B. den 5. Altenbericht der Bundesregierung: *Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft – Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen*. Berlin 2005, online verfügbar unter [www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/5-altenbericht-der-bundesregierung-77116](http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/5-altenbericht-der-bundesregierung-77116), 26. 5. 2023.
- 4 Vgl. ebd. Siehe auch zu dieser neoliberalen Anrufung Älterer als «Alterskraftunternehmer» und zu der «gesellschaftlichen Neuverhandlung des Alters» Lessenich, Stephan: *Vom verdienten Ruhestand zum Alterskraftunternehmer. Das Alter im demografischen Wandel*. In: Karin Kudelka, Gerhard Kilger (Hg.): *Eigenverantwortlich und leistungsfähig. Das selbständige Individuum in der sich wandelnden Arbeitswelt*. Bielefeld 2013, S. 57–68. Siehe im Überblick zu Forschungen der kritischen Gerontologie, die «hegemoniale Vorstellungen vom aktiven und erfolgreichen Altern unter den Aspekten Disziplinierung, Biopolitik und Gouvernamentalität kritisiert», Harm-Peer Zimmermann: *Anders Altern – Kulturwissenschaftliche Perspektiven in der Kritischen Gerontologie*. In: Klaus R. Schroeter, Claudia Vogel, Harald Künemund (Hg.): *Handbuch Soziologie des Alter(n)s*. Wiesbaden 2020, S. 1–28, hier S. 4.
- 5 Siehe z. B. der Psychologe Andreas Kruse, der in der ZEIT (Interview mit Anant Agarwala und Jeanette Otto, 11. 4. 2023, zum Thema «Wann bin ich alt, Herr Kruse?») über die Voraussetzungen eines gelingenden Alter(n)s schrieb und auf kognitives und physisches Training sowie auf die «open-mindedness» als Ressourcen und Voraussetzungen hinwies, die man sich aber – auch dies wurde wieder einmal nicht thematisiert – erst einmal leisten können muss, [www.zeit.de/2023/15/andreas-kruse-altern-forschung-psychologie-gesundheit](http://www.zeit.de/2023/15/andreas-kruse-altern-forschung-psychologie-gesundheit), 11. 6. 2023. Auch das von Harm-Peer Zimmermann entwickelte Konzept der Alters-Coolness, einer zunehmenden Gelassenheit im Alter, bedarf als Konzept einer sozio-materiellen Grundierung, da diese Haltung nicht allen Älteren gleichermaßen möglich ist. Siehe dazu Gajek, Esther; Götz, Irene: «Alters-Coolness», «Alters-Arrangements» und «Stress im Alter» – Prekäres Alter(n) von Frauen mit kleiner Rente. In: Maximilian Jablonowski u. a. (Hg.): *Analytische Fantasie. Von narrativen Welten zum guten Altern. Eine Festschrift für Harm-Peer Zimmermann*. Weimar 2022, S. 40–52.
- 6 Siehe van Dyk, Silke; Lessenich, Stephan: *Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur*. Frankfurt/M. 2009.

Rede von der supportiven Kraft und dem Altruismus Älterer, die als «fürsorgliche», «milde» Grosseltern gewissermassen als Backup der Leistungsgesellschaft die reproduktiven Aufgaben delegiert bekommen (etwa in der Betreuung der Enkelkinder), eine Form des Othering dar. Im mittleren Alter herrschen Konkurrenz und Produktivität und im höheren Alter folgen dann Grosszügigkeit und die selbstlose Übernahme der Reproduktionsaufgaben.<sup>7</sup> So erscheinen aus der Perspektive des mittleren Lebensalters die «jungen Alten» trotz der gängigen Rede von ihrem Noch-Gar-Nicht-Alt-Sein bereits als die «Anderen»,<sup>8</sup> und dabei ist in dieser polaren Betrachtung auch noch jede Form von Differenzierung ausgespart. Silke van Dyk selbst vernachlässigt in ihrer von postkolonialen Kategorien ausgehenden Dekonstruktion dieser Polaritäten die explizite Benennung der Kategorie der sozialen Differenz, die Ältere allein schon zu einer überaus heterogenen Gruppe macht.<sup>9</sup> Tatsächlich fallen viele Gruppen Älterer, besonders allein lebende Frauen in wirtschaftlich und gesundheitlich prekären Verhältnissen, aus diesen Bildern und Erfahrungswelten der «jungen Alten» vielfach heraus. Wenn sie doch thematisiert werden, dann als stereotype Sozialfiguren – zum Beispiel als Flaschensammler\*innen, als die «ganz Anderen». Wie auch an Demenz Erkrankte oder nicht mehr zu «Leistungen» aktivierbare Hochaltrige werden sie weiteren Othering-Prozessen ausgesetzt und zu einem polaren Gegenstück zum «jungen Alter».<sup>10</sup>

## Erfahrungen altersarmer Frauen: Ausschlüsse und «Poverty-Mimicry»

Dieser Beitrag zielt erstens darauf, ältere Frauen und deren vielschichtige Ausschlusserfahrungen in den Fokus zu nehmen, die aus diesen dominanten

- 7 Siehe van Dyk, Silke: The Othering of Old Age: Insights from Postcolonial Studies. In: Journal of Aging Studies 39 (2016), S. 109–120. Zum Othering vgl. auch allg. Reuter, Julia: Einleitung. Zur Ordnung des Eigenen und des Fremden. In: Dies.: Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden. Bielefeld 2002, S. 9–21. Siehe zum Othering aus der Perspektive der kritischen Gerontologie auch Zimmermann (wie Anm. 4) und den Überblick über die vielfältigen Strömungen dieser Richtung Amrhein, Ludwig: Kritik der Kritischen Gerontologie. In: Larissa Pfaller, Mark Schweda (Hg.): «Successful Aging»? Altern & Gesellschaft. Wiesbaden 2024, S. 239–257.
- 8 Silke van Dyk (wie Anm. 7) arbeitet heraus, dass eben nicht nur die Hochaltrigen, das sogenannte vierte Alter, zum Anderen, dem Verworfenen, gemacht werden. Ihre These ist, dass – trotz der gängigen Narrative des «jungen», sogenannten dritten Alters, das sich doch kaum mehr von der mittleren Lebensphase bezüglich Fitness und Aktivität unterscheidet, – dieses «dritte Alter» polar entlang der Linie «kompetitiv» und «produktiv» (mittleres Alter) versus «grosszügig» und «reproduktiv» (die jungen Ruheständler\*innen) konzeptualisiert wird: Man denke an Bilder von Älteren als nicht mehr konkurrierenden, sondern «unterstützenden» und «weisen», «selbstlosen» Helfer\*innen ihrer Familien. Siehe auch Amrhein (wie Anm. 7).
- 9 Während die Kategorie des Sozialen in ihrem Aufsatz (wie Anm. 7) tatsächlich keine Rolle spielt, wird in der Studie Denninger et al. (wie Anm. 2) sozial genauer differenziert, wie ein «Leben im Ruhestand» (Buchtitel) je nach sozioökonomischen Möglichkeiten aussieht.
- 10 Wie Menschen mit Demenz werden auch Altersarme als die «Verworfenen», die finanziell nicht mehr mithalten können, dargestellt; sie erscheinen lediglich als zu versorgende Objekte ohne Handlungsmacht und «Nutzen». Siehe zu dieser Kritik van Dyk/Lessenich (wie Anm. 6), van Dyk (wie Anm. 7), auch Zimmermann (wie Anm. 4). Siehe im Gegensatz dazu Keller, Valerie: Selbstsorge im Leben mit Demenz. Potenziale einer relationalen Praxis. Bielefeld 2022.

öffentlich-medialen wie auch wissenschaftlichen Blickregimes auf das Alter immer wieder herausgefallen oder jedenfalls wenig differenziert betrachtet worden sind. Auch in der durchaus zu Armut und Alter vorhandenen (qualitativen) empirischen Sozialforschung<sup>11</sup> sind die Erfahrungen, Haltungen und Gefühle unterschiedlicher von Altersarmut betroffener Akteur\*innen kaum aus einer fallbezogenen und praxeologischen Alltagsperspektive vor dem Hintergrund biografischer und makrokontextueller Faktoren dicht beschrieben worden. Wir zielen nun mit Blick auf gelebte Erfahrungen sehr unterschiedlicher Akteur\*innen darauf, exemplarisch die Heterogenität der Lebenslagen Älterer darzustellen, indem wir eine von Gesellschaft und Politik besonders vernachlässigte Gruppe, finanziell belastete Frauen, ins Zentrum ethnografischer und biografischer Forschung rücken und ihnen damit eine Stimme geben. Es geht darum, mit Blick auf variante Formen des weiblichen Alters als gelebte Praxis *Differenzierung in gängige polare Zuschreibungen* zu bringen.

Zum Zweiten zeigt der erfahrungsnahe Blick auf *alltagsweltliche Praktiken der Auseinandersetzung mit der materiell vulnerablen Situation Älterer* aus der Akteur\*innenperspektive, welchen Niederschlag genau diese eingangs skizzierten hegemonialen Altersbilder des erfolgreichen Alterns im Einzelfall auf das Selbstbild und das Handeln altersarmer Frauen haben. Im Sinne einer gouvernementalen Disziplinierung vermitteln diese Bilder und Narrative Erwartungen, wie zu handeln ist. Wenn diesen Erwartungen, etwa stets aktiv und für andere da zu sein, nicht (mehr) entsprochen werden kann, löst dies Scham oder auch Rückzug aus, beziehungsweise wird diese durch Diskriminierungs- und Ausschlusserfahrungen erzeugte Isolation weiter verstärkt.

Drittens geht es um die Frage, ob widerständige Praktiken als Formen eines Kampfes gegen Altersarmut und in Auseinandersetzung mit entsprechenden Subjektivierungen<sup>12</sup> – den Unterwerfungen unter die einschlägigen diskursiven Bilder

11 Forschungen aus der kritischen Gerontologie (siehe Amrhein wie Anm. 7; Zimmermann wie Anm. 4) und Alterssoziologie zeigen, dass Menschen aufgrund ihres Eingebundenseins in sehr unterschiedliche Milieus sozial ungleich altern und ungleiche Chancen auf Teilhabe haben, siehe z. B. Alisch, Monika; Kümpers, Susanne: Gesellschaftliche Entwicklungen: Lebenslagen und Soziale Ungleichheiten im Alter. In: Christian Bleck, Anne van Rießen (Hg.): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Ein Studienbuch zu Hintergründen, Theorien, Prinzipien und Methoden. Wiesbaden 2022, S. 79–98; Keck, Max: Armutsgruppen. Die Ungleichheit der Armen in Deutschland. Wiesbaden 2021; Brettschneider, Antonio; Klammer, Ute: Armut im Alter. In: Kirsten Aner, Ute Karl (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden 2020, S. 431–440; Motel-Klingebiel, Andreas; Vogel, Claudia: Altersarmut und die Lebensphase Alter. In: Dies. (Hg.): Altern im sozialen Wandel: Die Rückkehr der Altersarmut? Wiesbaden 2013 (Alter(n) und Gesellschaft, 23), S. 463–480. Siehe den Überblicksartikel zu den multidimensionalen Formen von Altern und Prekarität von Grenier, Amanda u. a.: Precarity and Aging: A Scoping Review. In: The Gerontologist 60/8 (2020), S. 620–632.

12 «Subjektivierung» bezieht sich Foucault und Butler zufolge auf den Prozess der Unterwerfung der Akteur\*innen durch Machtkonstellationen, die sich als Diskurse und symbolische Ordnungen in Körper und Geist einschreiben, Selbstbilder und Verhalten formen, durch die Praxis jedoch auch verändert werden. Siehe Foucault, Michel: Warum ich Macht untersuche. Die Frage des Subjekts. In: Hubert L. Dreyfus, Paul Rabinow (Hg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. 2. Auflage. Weinheim 1994 (1987), S. 243–250; Butler, Judith: Hass spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt am Main 2006; Butler, Judith: The Psychic Life of Power. Stanford 1997. Siehe zum Konzept auch Saar, Martin: Analytik der Subjektivierung. Umriss eines Theorieprogramms. In:

und auch die strukturellen Bedingungen – entwickelt werden. Was ermöglicht oder erschwert Widerständigkeit? Es ist zu fragen, inwieweit diese impliziten Erwartungen an Altersarme, die sich aus den oben skizzierten Blickregimes speisen, bisweilen von den Akteur\*innen unterminiert werden. Aus der Position des Rückzugs und der Scham wird zumindest kollektiver Widerstand schwierig. So werden gegebenenfalls beobachtbare widerständige Strategien und Haltungen Einzelner als ein Unterlaufen von Armuts- oder auch (bürgerlichen) Altersbildern eher zu einer rein individuellen Praxis.

Im Folgenden stehen Rentnerinnen in prekären Lebenslagen<sup>13</sup> aus unterbürgerlichen wie bürgerlichen Schichten im Mittelpunkt, die in den romantisierten Best-Ager-Konzepten oder auf Aktivierung setzenden Altersanrufungen gar nicht oder höchstens stereotyp vorkommen. Unser Beitrag handelt von den Erfahrungen und Praktiken derer, die im Alltag ganz konkret materiell und sozial mehrfache *Ausschlüsse* erleben und dennoch als Subalterne um ihre Handlungsmacht und Würde ringen: Rentnerinnen in Altersarmut, beziehungsweise Frauen, die davon unmittelbar bedroht sind. Diese sich überschneidenden, intersektional sich verstärkenden mehrfachen Ausschlüsse – Ausschluss durch und von Arbeit, Ausschluss von sozialer und kultureller Teilhabe, Ausschluss durch Scham – stehen im Zentrum der Analyse, sie bilden gewissermassen die *empirische Achse*, um die sich die Themen dieses Beitrags bewegen.

Es geht um die Versuche der Akteurinnen, die Armut abzuwenden. Welche Rolle hier eine *Poverty-Mimicry* spielt und ob diese vielleicht gelegentlich auch widerständige Potenziale aufweist, soll als das vierte Ziel dieses Beitrags diskutiert werden. Während über *Age-Mimicry* im Kontext postkolonialer Ansätze bereits nachgedacht wurde, fehlt hier bei einer ebenfalls zu verzeichnenden Dominanz der mittelschichtlichen Perspektive<sup>14</sup> der Blick auf diese Anpassungsleistungen eines *sozialen* Mithalten-Könnens, das zum Schluss des Beitrags noch skizziert werden soll. Die Armut nicht sichtbar werden zu lassen und sich dabei gleichzeitig gegen die Stigmata des Alter(n)s als weniger Privilegierte zu wehren, der doppelte Kampf also, ist eine kontinuierliche Arbeit als Alltagspraxis, in dem Age-Mimicry

Andreas Gelhard, Thomas Alkemeyer, Norbert Ricken (Hg.): Techniken der Subjektivierung. München 2013, S. 17–27.

- 13 «Prekär» bezieht sich nach Castel und Dörre auf eine objektive materielle und/oder subjektiv erlebte Lage, die bei Akteur\*innen dazu führt, von Abstieg und Mangel bedroht, verwundbar oder durch nachlassende Kräfte eingeschränkt zu sein (Castel, Robert; Dörre, Klaus (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt am Main 2009). Dabei gilt es, diese Lage auch mit genderspezifischen und lebensgeschichtlichen Erfahrungen sowie weiteren sozio-ökonomischen und politischen Kontexten zusammenzudenken. «Precariousness» (nach Butler eine Grundbedingung menschlicher Existenz) und eine politisch und ökonomisch induzierte «precarity» verstärken sich besonders im weiblichen Alter wechselseitig, z. B. wenn sich die materielle Lage durch hohe Lebenskosten im urbanen Raum verschärft und ein Minijob aufgegeben werden muss, weil die Gesundheit nachlässt. Butler, Judith: Precarious Life. The Powers of Mourning and Violence. London, New York 2004; Butler, Judith: Gefährdetes Leben. Politische Essays. Frankfurt/M. 2005.
- 14 Siehe Küpper, Thomas: Age Mimicry. A Perspective on the Young-Old. In: Journal of Aging Studies 39 (2016), S. 121–128. Seine Beispiele von Age-Mimicry, der Nachahmung des mittleren Lebensabschnitts durch jüngere Ältere, beziehen sich auf ein eher mittelschichtliches Praxis-Repertoire, das zumindest finanzielle Spielräume nötig macht (Schönheitsoperationen, Haare färben etc.).

und Poverty-Mimicry, das Kaschieren von Alter *und* Armut, in unterschiedlichen Verflechtungen in ihren Wirkungsabsichten am Einzelfall gezeigt werden können.

### Das Sample des Projektes *Prekärer Ruhestand*

Quellengrundlage dieses Beitrags sind biografische Tiefeninterviews mit 50 Frauen im Alter von 60 bis 84 Jahren in München aus verschiedenen Milieus, die im Rahmen des Forschungsprojektes *Prekärer Ruhestand* erhoben wurden.<sup>15</sup> Um hier keine homogenen Zuschreibungen zu präjudizieren, war das Sample bezüglich sozialer und regionaler Herkunft so heterogen wie möglich zusammengestellt worden: ehemalige Erzieherinnen, leitende Krankenpflegerinnen, Therapeutinnen, Reinigungskräfte, Künstlerinnen. Frauen, die an der Seite eines gut verdienenden Ehemanns nur Teilzeit gearbeitet hatten und wegen ihrer Scheidung einen Kredit aufnehmen mussten, kamen genauso vor wie Frauen, die nie verheiratet und stets in Vollzeit erwerbstätig waren. Teilweise wurden die Frauen zwischen 2013 und 2017 mehrfach interviewt und im Alltag, auch in ihren Wohnungen, begleitet. Manche waren verwitwet oder geschieden, oder auch in neuen Beziehungen. Voraussetzung für die Teilnahme am Projekt war, dass sie allein in einem Haushalt wirtschafteten und lediglich ein monatliches Einkommen rund um die Armutsgefährdungsgrenze zur Verfügung hatten, die in München im Jahr 2019 auf 1350 Euro geschätzt wurde.<sup>16</sup> Die meisten Interviewpartnerinnen hatten weitaus weniger Geld pro Monat; ihre Renten beliefen sich auf 200 Euro bis etwa 1300 Euro. Nur ausnahmsweise lag das monatliche Einkommen etwas höher; Rücklagen waren fast durchweg aufgebraucht oder nicht vorhanden. Ein Ergebnis der Studie war, dass die Altersarmut weit in die mittleren Schichten hineinreicht.<sup>17</sup>

Im Sinne der multiperspektivischen Ethnografie kamen Gespräche mit unterstützenden Institutionen hinzu (Offene Altenhilfe, Kleiderkammer, Kirchen, Stiftungen). Leitende Fragen des Forschungsprojektes waren: Wie kommen allein lebende Rentnerinnen in einer besonders teuren Stadt zurecht, wenn etwa durch steigende Mietkosten ein strenges Sparregime nötig wird? Wenn sie zum Sozialamt oder zur Rente dazu verdienen müssen, obwohl sogenannte Minijobs<sup>18</sup> nicht für

15 Forschungsprojekt Prekärer Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter (2015–2019), gefördert von der DFG, Laufzeit 1. 1. 2015–30. 6. 2019. Siehe die Publikationen auf der Projektwebsite: [www.ekwee.uni-muenchen.de/forschung/forsch\\_projekte/abgeschlossene/prekaerer-ruhestand/index.html](http://www.ekwee.uni-muenchen.de/forschung/forsch_projekte/abgeschlossene/prekaerer-ruhestand/index.html), 28. 8. 2023.

16 Menschen gelten als armutsgefährdet, wenn deren Nettoäquivalenzeinkommen unterhalb 60 % des Medians der Nettoäquivalenzeinkommen liegt. Diese 60-Prozent-Schwelle wird «Armutsgefährdungsschwelle» genannt, siehe Landeshauptstadt München, Sozialreferat: Münchner Armutsbericht. München 2022, S. 18: [www.muenchen.info/soz/pub/pdf/674\\_SOZ\\_Muenchner-Armutsbericht-2022\\_barrierefrei.pdf](http://www.muenchen.info/soz/pub/pdf/674_SOZ_Muenchner-Armutsbericht-2022_barrierefrei.pdf), 28. 8. 2023.

17 Siehe Götz, Irene (Hg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. München 2019.

18 Minijobs sind ein in Deutschland seit den neoliberalen Arbeitsmarktreformen gängiges Beschäftigungsmodell, das Arbeit für den Arbeitgeber verbilligt. Es handelt sich um geringfügig entlohnte Beschäftigungsverhältnisse (zum Zeitpunkt der Erhebungen 450 Euro), die sozialabgabefrei bleiben können. Sie werden in Deutschland zu rund 60 % von Frauen als scheinbar unbürokratischer Zuverdienst ergriffen

alle zur Verfügung stehen oder obwohl ihr Körper eigentlich eine solche Belastung nicht mehr mitmacht? Wie gehen sie damit um, dass ihnen entgegen der Rede vom Ruhestand als einer Zeit der Entpflichtung ein Sich-Ausruhen im Alter strukturell unmöglich gemacht wurde?

## Strukturelle (Hinter-)Gründe der Benachteiligungen von Frauen im Erwerbsleben und Alter

Was bedeutet Altersarmut nun unter dem Fokus Ausschluss? Eindrücklich zeigt dies die gelebte Erfahrung einer unserer Interviewpartnerinnen: Die 63-jährige ehemalige Verkäuferin Jolanda Fischer (alle Namen sind im Folgenden Pseudonyme) konnte mit 600 Euro Rente (Zahl aus dem Jahr 2015) am sozialen Leben der Stadt nicht länger teilhaben, obwohl sie noch 200 Euro durch den Verkauf einer Strassenzeitung hinzuverdiente. Ihre Armut sah man der «gepflegt gekleideten Frau»<sup>19</sup> – wie übrigens den meisten unserer Interviewpartnerinnen – nicht an. Sie kaschierte diese, so gut es eben ging, und sie zog sich zurück. «Also ich schneide meine Haare selber. [...] ich gehe nicht fort, so zum irgendwo essen oder so etwas. [...] Ich habe meine Möbel, die ich zuhause habe, die habe ich noch von den Zeiten von der Lagerhalle, [...]. Ich kann zuhause überleben, aber dann darf ich nicht mal rausgehen [...]. Du kannst dir nicht Kaffee [to go, AR] kaufen, weil du hast zuhause ein Paket Kaffee für vier Euro, davon kannst du 30 Kaffee machen und die machst du dir zuhause aber du kaufst dir nicht einen für zwei Euro da.»<sup>20</sup> Hier wird deutlich, wie es durch strukturelle Benachteiligungen einer weiblichen Erwerbsbiografie zu dieser vulnerablen Lage kommt: Die Tätigkeit als Kosmetikverkäuferin im Kaufhaus im Schichtbetrieb konnte die Interviewpartnerin nach der Scheidung nicht mehr ausführen, da sie allein für die Kinder zuständig war; der Ex-Mann entzog sich seinen Verpflichtungen. Sie musste in Teilzeit zu familienfreundlicheren Arbeitszeiten ins Lager wechseln, wo sie weniger verdiente. Mit 50 wurden die «Alten», wie sie sagte, vom renommierten Münchner Modehaus wegrationalisiert; Jolanda Fischer schrieb unzählige Bewerbungen, ohne Erfolg. An das Sozialamt wollte sie sich nicht wenden, um selbständig zu bleiben und weil sie

und erweisen sich als Risikofaktor für Altersarmut. Auch Rentner\*innen greifen gleichwohl zunehmend auf Minijobs zurück, siehe Landeshauptstadt München, Sozialreferat: Münchner Armutsbericht. München 2017, S. 147: [www.muenchen.info/soz/pub/pdf/586\\_Muenchner\\_Armutsbericht\\_2017.pdf](http://www.muenchen.info/soz/pub/pdf/586_Muenchner_Armutsbericht_2017.pdf), 2. 9. 2023.

- 19 Diese Formulierung, der Verweis auf das Gepflegtsein und Unsichtbarhalten der Armut im Buchporträt, ist sicherlich eine Bewertung aus unserer eigenen bürgerlichen Perspektive, die ein Stück weit in unsere Porträts (siehe Götz, Kein Ruhestand, Anm. 17) eingeflossen ist. Insofern kamen wir oft nicht aus der Falle heraus, die Bewertungsmassstäbe, denen sich die Interviewten unterwarfen, zu reproduzieren. Genauer gesagt, spiegelten wir die Orientierung der Frauen am bürgerlichen Blick, mit der sie sich hier im Kampf gegen das Erkanntwerden als «Arme» wehrten. Hier findet sich ein erster Hinweis auf die Poverty-Mimicry.
- 20 Jolanda Fischer, Interview durch Alex Rau vom 2. 7. 2015. Siehe das Porträt von Alex Rau: Jolanda Fischer: «Ohne Hilfe vom Sozialamt» – Arbeiten, lebenslang. In: Götz, Kein Ruhestand 2019 (wie Anm. 17), S. 131–140.



fälschlicherweise fürchtete, dass ihre Kinder, würde sie Grundsicherung im Alter – eine Sozialleistung, die ihr zugestanden hätte –, beantragen, zuerst finanziell belangt würden. Wie so oft bei unseren Interviewpartnerinnen fehlten hier das präzise Wissen über dieses soziale Grundrecht (und den recht hohen Selbstbehalt der Kinder). Als Jolanda Fischer später noch einmal interviewt wurde, hatte sie auch ihre Wohnung in München verloren; es blieb ihr nur der Wegzug in eine Kleinstadt, in der sie sich nicht einmal mehr die Fahrkarten für einen Besuch von Freund\*innen in ihrer Heimatstadt leisten konnte; auch die Tätigkeit als Zeitungsverkäuferin musste sie aufgeben. Sie war verzweifelt.

Hier zeigt sich die Mischung aus biografischen Verkettungen und strukturell prekarisierenden Verhältnissen, gegen die sich Jolanda Fischer, ohne viele Spielräume zu haben, so lange es ging gewehrt hatte. Diese strukturellen Benachteiligungen sind eine berufliche, finanzielle und soziale Schlechterstellung in Folge einer Scheidung als Alleinerziehende, Altersdiskriminierung auf dem Arbeitsmarkt, Wohnungsnot in einer teuren Grossstadt, Informationspolitik der Behörden bezüglich sozialer Rechtslagen sowie wohl auch antizipierte Vorurteile gegen Sozialhilfeempfänger\*innen.<sup>21</sup> Die Praktiken des Kampfes gegen Armut und Abstieg bestanden wie bei anderen Interviewten darin zu sparen, sich zurückzunehmen, nicht mehr auszugehen, alle Möglichkeiten der Arbeitssuche auszuschöpfen und dabei so lange wie möglich ohne institutionelle und familiäre Unterstützung auszukommen. Am Ende hatte die ehemalige Verkäuferin dennoch fast alles verloren.

Allein schon die Zahlen der durchschnittlichen Bestandsrenten für Deutschland helfen dabei, dieses Beispiel einzuordnen. 2021 betrug die Durchschnittsrente von Männern aus den alten Bundesländern 1218 Euro, die von Frauen 809 Euro.<sup>22</sup> Zum Zeitpunkt unserer Interviewerhebungen (schwerpunktmässig in den Jahren 2015–2017) waren die Zahlen noch niedriger, nämlich 1100 Euro für Männer und 785 Euro für Frauen.<sup>23</sup> Diese Zahlen liegen deutlich unter der Armutsgefährdungsschwelle. Jede sechste Person im Rentenalter ist in Deutschland entsprechend armutsgefährdet. Eine besondere Risikogruppe bilden alleinstehende Frauen – in München waren für unseren Untersuchungszeitraum rund 20 Prozent gefährdet.<sup>24</sup>

Generell verstärken sich im Alter unter anderem wechselseitig folgende Faktoren und senken oder steigern das Armutsrisiko: Geschlecht, Milieu, Herkunft und Wohnort (aufgrund der unterschiedlichen Kaufkraft zum Beispiel in Städten gegenüber ländlichen Regionen), Bildung und Qualifikationen, Gesundheit und

21 Siehe hierzu Lehnert, Katrin: «Arbeit, nein danke»!? Das Bild des Sozialschmarotzers im aktivierenden Sozialstaat. München 2009 (Münchner ethnographische Schriften 3).

22 Statistik der Deutschen Rentenversicherung (Rentenversicherung in Zahlen, Broschüre zum Download): [www.deutsche-rentenversicherung.de/SharedDocs/Downloads/DE/Statistiken-und-Berichte/statistikpublikationen/rv\\_in\\_zahlen\\_2020.html](http://www.deutsche-rentenversicherung.de/SharedDocs/Downloads/DE/Statistiken-und-Berichte/statistikpublikationen/rv_in_zahlen_2020.html), 30. 6. 2022.

23 Siehe Bertelsmann Stiftung (Hg.): Entwicklung der Altersarmut bis 2036. Trends, Risikogruppen und Politikszenerarien. o. O. 2017.

24 Siehe Münchner Armutsbericht (wie Anm. 18) 2017, S. 23.

die Folgen beruflicher Belastungen. Späte Migration ist in dieser Gemengelage ein besonders ins Gewicht fallender Armutsfaktor.<sup>25</sup>

Ein Beispiel mag diesen intersektionalen Verflechtungszusammenhang verschiedener Komponenten verdeutlichen: Maiana Dovan, 85-jährig und ehemalige Hausmeisterin, war zum Zeitpunkt des Interviews bereits verwitwet und verfügte lediglich über 222 Euro Rente. Sie gehörte zu der zunehmenden Zahl derer, die im Alter ihre Rente durch Grundsicherung, eine Sozialleistung, aufstocken.<sup>26</sup> Hier wirkten weibliche Biografie, Single-Haushalt, Arbeiter\*innen-Milieu, Migrationshintergrund und schlechte Gesundheit, die angesichts der Kürzungen der Krankenversicherungsleistungen Extrakosten verursacht, als Komponenten zusammen. Maiana Dovan kam erst mit fünfzig Jahren aus Rumänien nach Deutschland, erlebte hier wie viele Migrant\*innen Dequalifizierungen und sozialen Abstieg, arbeitete jahrzehntelang – aus Unwissen – unzureichend sozialversichert als Hausmeisterin und pflegte ihren Mann bis zu dessen Tod. Nun hatte sie, selbst erkrankt, keine ausreichende Versorgung und war zu äusserster Sparsamkeit gezwungen. «Weil ich brauche auch Medikamente für Augen, und das wird nicht bezahlt von der Krankenkasse, [...] fast 50 Euro monatlich muss ich geben für Medikamente. [...] Und zum Beispiel, ich habe fünf Paar Schuhe, schauen Sie, Entschuldigung. Schauen Sie. Die brauchen Reparaturen.»<sup>27</sup>

Betrachtet man die strukturellen (Hinter-)Gründe der Benachteiligungen speziell von Frauen im Alter, fällt auf, dass die Frauen der von uns interviewten Generation der «Kriegs- und Nachkriegskinder»<sup>28</sup> eine vergleichsweise geringe (Aus-)Bildung haben. Sie waren oft «Bildungsverliererinnen» – im Vergleich zu den späteren Generationen, aber auch gemessen an ihren Brüdern. Hier liegt bereits ein Unterschied zu den Babyboomern vor, die von der Bildungsoffensive der späten 1960er-Jahre profitierten. «Volksschule», das habe auf dem Land für Mädchen damals «gereicht»,<sup>29</sup> so resümierte es die ehemalige Versicherungsangestellte Monika Tegt. Eine andere Interviewte, Ursula Scheibler, wurde zu Beginn

25 Das Risiko von Verarmung unter Migrant\*innen im Alter lag zum Zeitpunkt unserer Erhebungen bei 40 % im Unterschied zu 11 % Rentner\*innen ohne Migrationshintergrund. Gründe für diese hohe Zahl sind die bei den oft in körperlich herausfordernden Berufen tätig gewesenen Migrant\*innen vielfachen krankheitsbedingten Frühverrentungen, ihr langjähriger Verbleib in vergleichsweise schlecht bezahlten Jobs oder auch späte Migration. Siehe hierzu: BMAS (Bundesministerium für Arbeit und Soziales) (Hg.): Lebenslagen in Deutschland. Der fünfte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin 2017, S. 442.

26 In München waren das 2017 rund 5,5 % der über 65-Jährigen, siehe Münchner Armutsbericht (wie Anm. 18) 2017, S. 151. Dabei deckt die Grundsicherung die laufenden Kosten mehr als notdürftig ab (in München war der Höchstsatz 2017 inkl. Miete maximal 1150 Euro).

27 Interview vom 13. 7. 2015. Siehe Rau, Alex: Maiana Dovan. Vom grossbürgerlichen Gut zur Sozialwohnung. In: Götz, Kein Ruhestand (wie Anm. 17), S. 120–130.

28 Diese Generationsbeschreibung ist seit den Büchern der Kölner Journalistin Sabine Bode (z. B. Die letzte Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen. Stuttgart 2014) eine eingeführte Bezeichnung für diejenigen, die eine Generationenerfahrung als Kinder im Zweiten Weltkrieg oder auch in der Nachkriegszeit mit den entsprechenden Härten und Traumatisierungen teilen.

29 Interview Irene Götz, Petra Schweiger, 12. 3. 2015, siehe das Porträt von Rau, Alex: Monika Tegt. Wenn die Rente nicht reicht: Kämpfe mit den Behörden – sowie mit traditionellen Rollen und Altersbildern. In: Götz, Kein Ruhestand (Anm. 17), S. 232–242.

der 1960er-Jahre nach dem Abitur vom Vater «ins Büro» eines befreundeten Architekten «geschickt». <sup>30</sup> Sie heiratete ja ohnehin, habe es geheissen. Die Frauen konnten sich insbesondere in ihrer Jugend und dann in der Ehe kaum eines «Objektstatus» in männlicher Obhut erwehren. Von Anfang an wurden sie auf ihre subalterne Rolle in einer patriarchal geprägten Umwelt vorbereitet.

In dieser Generation war die traditionelle Rollenverteilung in der Ehe, im Ein- oder Eineinhalbernährer-Modell, meist nicht freiwillig gewählt, sondern durch fehlende Betreuungs- und Pflegeangebote wie auch durch familiäre Erwartungen bedingt. Unterbrochene Erwerbsbiografien waren die Regel, denn alternativlos hatten Frauen die Familien- und Pflegeverantwortung zu leisten. Ein krankes Kind, betagte Eltern und später der kranke Ehemann – stets waren es sie, die hier als zuständig angesehen wurden. Mit diesen Care-Aufgaben ging – und geht noch immer – eine vergleichsweise geringe (Vollzeit-)Erwerbstätigenquote von Frauen einher und ein sehr hoher Anteil von teilzeitarbeitenden <sup>31</sup> Müttern.

Besonders der Niedriglohnsektor ist in Deutschland weiterhin weiblich. <sup>32</sup> Hausarbeitsnahe Berufe oder Tätigkeiten im Bereich der Pflege bedeuten oft schlechtere Bezahlung. Teilzeitmodelle sind überdies mit erschwerten beruflichen Aufstiegschancen verbunden, sodass es zu Ungleichheiten in der Bezahlung im Erwerbsalter kommt. Der Erwerb von Rentenpunkten nach dem deutschen gesetzlichen Rentensystem ist abhängig von der Höhe des Gehaltes und der Erwerbszeit. Wer durchgängig Vollzeit arbeitet, erhält viele Rentenpunkte, Frauen dagegen, deren familiäre Arbeit kaum Rentenpunkte erbringt, <sup>33</sup> haben im Alter, wenn sie nur die gesetzliche Rente als Einkommen beziehen, schlechte Karten. Auf den Gender-Pay-Gap von 18 Prozent in Deutschland zum Erhebungszeitraum folgt dann der Gender-Pension-Gap von rund 30 Prozent; Frauen verfügen in Deutschland im Schnitt über rund 30 Prozent weniger Altersrente als Männer. <sup>34</sup> Die genderspezifische Ungleichheit im Alter steigt also.

Um diese Zusammenhänge – wie um Geld insgesamt – hatten sich die interviewten Frauen erst spät gekümmert, wie sie oft mit Bedauern einräumten. Die möglichst schnelle Trennung von den (zum Teil gewalttätigen, alkoholkranken) Ehemännern setzte der Vorstellung von einer lebenslangen Versorgung über die

30 Götz, Irene: Ulla Scheibler. «Man darf nicht zu Hause sitzen» – Wie man seine Ressourcen im Alter nutzt. In: Götz, Kein Ruhestand (Anm. 17), S. 223–231.

31 Im Jahr 2020 hatten in Deutschland rund zwei Drittel aller erwerbstätigen Mütter einen Teilzeitjob, bei den Vätern waren es nur 7 %. Siehe zur Persistenz der «Hausfrauenehe» in Deutschland Rosales, Caroline: Gleichstellung von Frauen. Die Generation Vereinbarkeit ist müde. In: Zeit online, 9. 3. 2023: [www.zeit.de/arbeit/2023-03/gleichstellung-frauen-care-arbeit-muetter-feminismus?utm\\_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F](https://www.zeit.de/arbeit/2023-03/gleichstellung-frauen-care-arbeit-muetter-feminismus?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F), 2. 9. 2023.

32 24,6 % der Frauen arbeiteten 2018 im Bundesland Bayern im Niedriglohnsektor (Männer 9,5 %), siehe DGB-Bezirk Bayern (Hg.): Tatort Niedriglohn Bayern. München 2020: <https://bayern.dgb.de/themen/++co++6c9d280c-27e9-11eb-84e5-001a4a160123>, S. 17, 2. 9. 2023.

33 Pro Kind erhalten Frauen in der Regel 2,5 bis 3 Rentenpunkte. Die sog. Mütterrente ist eine Anerkennung von Erziehungszeiten für Kinder in der Rentenversicherung.

34 Berechnungen des Statistischen Bundesamts von 2015 zum Gender-Pay-Gap, zitiert in Götz, Irene; Rau, Alex (Hg.): Facetten des Alter(n)s. Ethnografische Porträts über Vulnerabilitäten und Kämpfe älterer Frauen. München 2017, S. 12–14.

Ehe ein unerwartetes Ende. Die Scheidung führte zu weiteren finanziellen Einbußen, auch wenn die vorhandenen Rentenansprüche des oft männlichen Hauptverdieners aufgeteilt werden mussten. Die Frauen gaben oft nach, sofern Vermögens- oder Immobilienanteile zu verteilen waren, und verzichteten darauf, zum Beispiel um das Verhältnis der Kinder zum Vater nicht zu gefährden. Dass sie im Alter in die Armut rutschen könnten, darauf waren sie nicht vorbereitet, zumal die Rente in Deutschland ja als «sicher» galt.

Generell führ(t)en die makrostrukturellen arbeitsmarkt- und rentenpolitischen Entscheidungen der deutschen Politik der letzten 20 Jahre viele (auch aus der Mittelschicht) in die Altersarmut. Zu nennen ist hier ganz allgemein die Deregulierung des Arbeitsmarktes mit der Zunahme von verbilligten, prekären und oft nicht sozialversicherten Jobs und projektförmigen Arbeitsverhältnissen, die sich negativ auf die Rentenhöhe auswirken, sowie eine Rentenreform,<sup>35</sup> die zur Absenkung des gesetzlichen Rentenniveaus führte. Diese Reformen griffen seit den 2000er-Jahren; in Zeiten, in denen hohe Arbeitslosenzahlen, steigende Lebenshaltungskosten, teilweise explosionsartig steigende Mieten und sinkende Kaufkraft, besonders in den Städten, zu verzeichnen gewesen sind, und benachteiligten diejenigen, die keine finanziellen Rücklagen (Erbe, zweites Einkommen, private oder betriebliche Zusatzversicherungen, Wohneigentum) zur Abfederung der finanziellen Engpässe zur Verfügung haben. So war (und ist weiterhin) bei vielen Frauen, wenn sie im Alter von ihrer Rente leben müssen, die Altersarmut fast vorprogrammiert.

## Ausschlüsse im prekären Ruhestand: Ausschluss durch und von Arbeit

Der Blick auf sozioökonomische Ausschlüsse aus der Perspektive derer, die als Subalterne den hegemonialen arbeitsmarkt- und rentenpolitischen Entscheidungen unmittelbar ausgeliefert sind, wird durch die ethnografische Näherungsarbeit möglich. Mit dieser streben wir an, die mehrfachen Ausschlüsse als Erfahrungen von Deklassierung und Unsichtbarmachung aus der Innensicht, gewissermassen auf Augenhöhe, zu eruieren und Betroffenen eine Stimme zu geben.

Ein erster Aspekt, durch den die Frauen im Ruhestand ausgeschlossen werden, ist das Feld der Erwerbsarbeit, das vielen ab einem gewissen Alter, gerade Personen mit geringen Einkommen, nicht mehr zur Verfügung steht, wenngleich tendenziell immer mehr Menschen im Rentenalter in Deutschland weiterarbeiten. Sowohl bezüglich der Motivlagen als auch der Möglichkeiten, weiter tätig zu bleiben, gibt es grosse Unterschiede; biografisch akkumulierte Risiken verstärken sich wechselseitig. Während Hochqualifizierte, zumal die freiberuflich tätigen Berufsgruppen, auch über das Rentenalter hinaus nicht zuletzt auch aus Neigung und Leidenschaft, sozialem Kontaktbedürfnis und anderen nichtmonetären Gründen weiterhin tätig sind, müssen andere aus finanziellen Gründen weiterarbeiten, fin-

35 Die gesetzliche Rente wurde abgesenkt zugunsten privater Vorsorgemodelle und staatlich oder vom Arbeitgeber subventionierter Ansparprogrammen für die spätere Rente. Die dritte Säule sollen Betriebsrenten darstellen. Zur vielfachen Kritik an dieser Reform siehe Balodis, Hühne: Rente rauf (wie Anm. 1).

den aber keine Stelle mehr, werden in Rente geschickt oder sind, insbesondere im Kraft zehrenden Pflegebereich, zu krank, um noch zu arbeiten.<sup>36</sup> Auch wenn es körperlich kaum noch möglich war, haben manche unserer Interviewten dennoch weitergearbeitet. Dafür mussten sie oft in den Niedriglohnbereich wechseln; sie benötigten einen Zusatzverdienst.

Monika Tegt, die 2015, zum Zeitpunkt des Interviews, 68 Jahre alt war, hatte jahrzehntelang als Sachbearbeiterin in einer Krankenkasse gearbeitet. Ihre Rente von 900 Euro, rund 400 Euro unter der Armutgefährdungsgrenze, liess sie auf eine weitere Verdienstmöglichkeit angewiesen sein. Gerne hätte sie trotz Eintritt ins Rentenalter als Angestellte versicherungspflichtig weitergearbeitet, dies wurde ihr vonseiten des Unternehmens jedoch nicht gestattet.

Damit werden Ältere gängigen Altersstereotypen unterworfen: Sie seien zu unflexibel, zu oft krank, nicht mehr lernfähig.<sup>37</sup> Silke van Dyk hat auf diese Form des Othering verwiesen, das sich als Kehrseite der Leistungsgesellschaft darstellt.<sup>38</sup> Unseren Interviewten blieb allerdings häufig nichts anderes übrig, als sich, um überleben zu können, weiterhin an den Leistungsstandards des mittleren Lebensalters zu orientieren, das heisst, sich hier beruflich mit prekären Jobs neu aufzustellen, sofern möglich. Monika Tegt gab nicht auf und fand nach mehreren Bewerbungen schliesslich einen Minijob bei einer Marktforschungsagentur – eine andere Stelle gab es in ihrem Alter nicht. Sie beschrieb ihre Arbeitssuche und ihre Stelle als einen durch die Umstände erzwungenen, körperlich nicht mehr lange aushaltbaren Kompromiss: «Ich schaue halt und suche. Aber du kriegst nichts mehr. [...] Also in der Telefonakquise ist klar, da kriegst immer was, weil da sieht dich ja keiner in dem Sinne, musst halt stundenlang telefonieren. Aber das geht natürlich schon an die Substanz. Da gehe ich raus, da bin ich fertig.»<sup>39</sup> Der Aspekt dieses «Nicht-mehr-gesehen-Werdens» begegnete uns in den Interviews immer wieder. Frauen in einem bestimmten Alter gehören maximal noch auf die Hinterbühne, wo sie unsichtbar sind. So stellte die ehemalige selbstständige Kosmetikerin Maria Zöllner (73 Jahre, 900 Euro Rente) resigniert fest, dass kein Arbeitgeber eine fast Siebzigjährige anstelle: «Da sind ein paar Modegeschäfte. Aber das ist, wenn du dann an die 70 bist, du kriegst nichts mehr. [...] nicht mal zum Weihnachtsgeschäft, weil die dann einfach fragen, ja, Alter und so. Ich meine, ich kann ja nicht sagen, ich bin 68 oder so was. Ich muss dann schon sagen, ich bin

36 Diese Befunde werden auch durch aktuelle repräsentative Daten für Deutschland bestätigt. Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) hat in dem von ihm herausgegebenen IAB-Kurzbericht (8/2022, S. 1–12) Folgendes vermerkt: Rentner\*innen «mit relativ geringen finanziellen Ressourcen [gehen] vergleichsweise seltener als die oberen Einkommensgruppen einer Erwerbstätigkeit nach. [...] Dabei könnten zum Beispiel gesundheitliche Beeinträchtigungen, fehlende Stellenangebote oder Diskriminierungsprozesse am Arbeitsmarkt eine Rolle spielen.» (S. 2) Generell zeigt die Studie auch, dass Erwerbstätigkeit im Alter in Deutschland von 5,1 % im Jahr 1996 auf 13,6 % im Jahr 2017 gestiegen ist.

37 Siehe zu diesen Stereotypen auf dem Arbeitsmarkt kritisch BMSFSJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (Hg.): Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen. Berlin 2006.

38 Siehe zu dieser verbreiteten Aktivierung der Ruheständler\*innen van Dyk (Anm. 7).

39 Interview Irene Götz, Petra Schweiger, 12. 3. 2015, siehe Rau: Monika Tegt (Anm. 29).

70, oder 71, und dann kommt sofort dieses: «Nee, ne?» Das ist zu alt dann, du kriegst nichts mehr. [...] was man kriegt, ist Putzfrau und Altenpflege. Was anderes gibt es nicht.»<sup>40</sup> Dem alternden Körper bleibt nur noch die härteste Hilfsarbeit – Putzen oder Pflege – übrig. Age-Mimicry,<sup>41</sup> ein Sich-Jünger-Machen, wäre hier ein existenzieller Überlebensvorteil im Kampf um die lukrativeren Arbeitsplätze auf der Vorderbühne, doch ist eine solche Anpassung im Sinne einer kulturellen Praxis, das biologische Alter zu verdecken, ergebnislos: Das Alter, auch wenn es vielleicht äusserlich kaschiert werden kann (wie im Falle Maria Zöllners, die ihre Kosmetikexpertise bei sich selbst anwendet), findet sich in Bewerbungsunterlagen und Lebensläufen objektiviert. Hier, wo es um die materielle Existenzgrundlage geht, wird das chronologische Alter, das im Ausweis steht, zum nicht verhandel- oder kaschierbaren Faktor des Ausschlusses.

Die interviewten Frauen mussten sich im Zuge ihres sukzessiven, oft angesichts fixer Renteneintrittsgrenzen unfreiwilligen Ausscheidens aus dem Erwerbsleben in neuer Weise mit ihrem Objektstatus und der unmittelbaren Armutsgefährdung auseinandersetzen. Sie verfrachten sich in dem bürokratischen Apparat aus Personalabteilungen, Rentenversicherungen oder auch Arbeits- und Sozialamt in einem Regime von Zahlen und Regularien, die schwer verständlich und kaum durchschaubar sind, was Harm-Peer Zimmermann als Alterskolonialismus bezeichnet hat. Bei diesem Phänomen verstummen die Resignierten: «Subalterne haben keine Sprache und keine Selbstrepräsentation».<sup>42</sup> So erleben sie strukturelle Gewalt, wenn sie sich in einem behördlichen Regelwerk aus Gesetzen, Verordnungen, Pflegegraden oder Grundsicherungsgrenzen sprachlos wiederfinden, etwa, wenn sie noch Arbeit suchen, beim Sozial- oder Wohnungsamt vorsprechen, zur Krankenkasse oder zum Jobcenter müssen.

So wurde die Verlagsmitarbeiterin Walburga Kratzer in Frührente geschickt, was sie als eine der wenigen Interviewten, die hier aktiv kämpften, dank ihres Wissens um ihre Rechte, ihrer Eloquenz und Qualifikation eine Weile noch widerständig abwenden konnte, doch «[...] mit 63 wurden alle rausgekickt».<sup>43</sup>

Im folgenden Beispiel wirkten früherer Betrieb, die Arbeitsagentur mit ihren disziplinierenden Regularien und potenzielle neue Arbeitgeber\*innen gemein-

40 Interview Alex Rau, Marcia von Rebay, 28. 1. 2016, vgl. auch das Porträt Rau, Alex; von Rebay, Marcia: Maria Zöllner. Von der Last, selbst zur Belastung zu werden. In: Götz, Kein Ruhestand (Anm. 17), S. 252–260.

41 Küpper: Age Mimikry (wie Anm. 14).

42 Siehe Zimmermann, Harm-Peer: Alienation and Alterity: Age in the Existentialist Discourse on Others. In: *Journal of Aging Studies*, 39 (2016), S. 83–95, hier S. 86. Dieser Aspekt würde sich für weitere Untersuchungen, gerade an unserem Material entlang, anbieten, eben weil die Subalternen sich einem Regime unterwerfen müssen, das Armut bzw. die wenige für Ältere zugeordnete Erwerbsarbeit verwaltet. Vgl. zur Sprachlosigkeit beim Thema Altersarmut Gajek, Esther: Sagbares und Unsagbares. Sprechen über Altersarmut. In: Manuel Trummer, Sebastian Gietl, Florian Schwemin (Hg.): «Ein Stück weit ...». Relatives und Relationales als Erkenntnisrahmen für Kulturanalysen. Eine Festgabe der Regensburger Vergleichenden Kulturwissenschaft für Prof. Dr. Daniel Drascek zum 60. Geburtstag. Münster 2019 (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, 39), S. 143–153.

43 Interview mit Walburga Kratzer am 3. 11. 2014. Siehe zum entsprechenden Porträt Götz, Irene; Schweiger, Petra: Walburga Kratzer. Kampffelder in patriarchalischen Verhältnissen oder wie frau im Alter wirtschaftet. In: Götz, Kein Ruhestand (Anm. 17), S. 192–200.

sam an einem fast kafkaesken Ausschluss mit, gegen den die Sekretärin Hanne Ludwig ein paar Jahre lang vergeblich ankämpfte und der sie plötzlich im wahrsten Wortsinne «alt» aussehen liess. Sie war mit «Anfang 60 rausgeflogen».<sup>44</sup> Auch sie erlebte die Altersdiskriminierung als eine Art Unsichtbar-gemacht-Werden in einem Räderwerk struktureller Gewalt. «[...] Ja, betriebsbedingt gekündigt, ja, genau. [...] also ich habe mich arbeitslos melden müssen, es blieb mir ja nichts andres übrig. [...]. Und ich habe natürlich erstmal versucht, mich [...] selber irgendwie zu bewerben. Das Arbeitsamt hat mir so gut wie nichts vermittelt. [...] Also ich habe auch öfters auf Bewerbungen überhaupt keine Reaktionen bekommen. Und es war für mich eigentlich eindeutig, dass das eben nicht an der Qualifikation, sondern eben am Alter lag. [...] Das heisst, ich musste also mit 63 in Rente gehen, vorzeitig, [...] und hatte natürlich dann doch noch mal ganz schöne Abzüge. Die damalige Rente belief sich dann auf 740 Euro. [...] Dann habe ich versucht, hier auch wieder eine Arbeit zu finden, weil ich eben dachte, wenn ich mir ein bisschen was leisten möchte hier in München, mal eine Konzertkarte [...] und habe natürlich genau gewusst, dass ich also jetzt mit meinen über 65 erst recht keine Chance habe.»<sup>45</sup>

Die Folge dieses Ausschlusses als Verworfenen<sup>46</sup> benennt Hanne Ludwig klar: «Es [hat] jetzt natürlich auch noch den Aspekt, dass ich irgendwie, ja, mir hier oft so sinnlos vorkomme und so wenig, ja, einfach zu tun habe, wenig Struktur in meinem Tag habe. Das kommt natürlich jetzt im Alter noch dazu, dass ich einfach auch das Gefühl haben möchte, noch gebraucht zu werden».<sup>47</sup> Dieses Beispiel zeigt auch, was dieser Ausschluss von Erwerbsarbeit, exekutiert von einem (zumindest in diesen Fällen) rigorosen altersfeindlichen Regime, für Folgen hat: den Verlust der Selbstwirksamkeit durch die Wahrnehmung, überflüssig zu sein, sprich «nicht mehr gebraucht» zu werden, womit die Interviewten das negative Bild der «Anderen», der aus der Leistungsgesellschaft Herausgefallenen<sup>48</sup> für sich zunächst einmal mit Bitterkeit annehmen. Widerständiges Handeln, das auf individueller oder gar kollektiver Ebene ein Potenzial zur Verbesserung im Sinne der Akteur\*innen besässe, ist hier angesichts der Macht der Arbeitgeber\*innen und Behörden letztlich aussichtslos. Erschwerend kommt – angesichts der fehlenden materiellen Möglichkeiten durch die Verrentung – noch ein Ausschluss von sozialer und kultureller Teilhabe hinzu, der Zusammenschlüsse der Vulnerablen erschwert.

44 Interview Esther Gajek, 31. 3. 2015.

45 Ebd.

46 Zum Konzept der Subalternität im Alter siehe auch Keller (wie Anm. 9) und Kunow, Rüdiger: Post-colonial Theory and Old Age. An Explorative Essay. In: *Journal of Aging Studies* 39 (2016), S. 101–108.

47 Interview Esther Gajek, 31. 3. 2015.

48 Siehe dazu van Dyk: *The Othering of Old Age* (wie Anm. 7).

## Ausschluss von sozialer und kultureller Teilhabe

Das Interview mit Dora Balogh, 73, einer ehemaligen Angestellten, die 535 Euro Rente bezog und Grundsicherungsempfängerin war, zeigt, wie weitreichend die Ausschlüsse aus dem sozialen Leben sind. Dora Balogh steht exemplarisch für Frauen, die aufgrund einer Schwangerschaft früh heiraten mussten, wegen der durch die Geburt von Kindern beginnenden Familienarbeit keine Ausbildung machten und dann als (dreifache) Mutter und Hausfrau lebten. Als die Ehe nach über 30 Jahren (sehr zu ihren Ungunsten) aufgelöst wurde, kam es lediglich noch zu einer relativ kurzen Berufstätigkeit von zehn Jahren, weshalb zum Zeitpunkt des Interviews nur eine geringe Rente bezogen wurde, die durch Grundsicherung, also eine Sozialleistung, aufgestockt werden musste. Ihr soziales Umfeld, das des Bildungsbürgertums, hatte sich nach der Scheidung vollständig verändert: «Ich hab' eigentlich mit verschiedenen Leuten den Kontakt abgebrochen, [...] zum Beispiel hab' ich halt von meinen früheren Nachbarinnen, ich war mit vielen ganz gut befreundet und so, da haben die Reden geführt, wo ich immer hinten dranstehen musste. Riesenreisen gemacht, alle, zweimal im Jahr mindestens, und Wohnungen gekauft und so.»<sup>49</sup> Viele befragte Frauen zogen sich nach Eintritt in den Ruhestand aktiv zurück, weil sie nicht mehr mithalten und mitreden konnten. Armut wird verschwiegen, dies zeigt das Beispiel ebenfalls.

Auch äussere Faktoren, beispielsweise die Wohnverhältnisse, führten zum Abbruch von Beziehungen. Die mit 63 frühverrentete Stationsleiterin eines Altenpflegeheims, Dawina Publica, hatte ihre kleine Zwei-Zimmer-Wohnung aufgeben müssen, weil die Rente nicht mehr für die Miete reichte. Sie schlief fortan in der Wohnung ihrer Tochter und deren Kinder – auf dem Gang auf einem Klappbett. Es war eng, sie konnte keinen Besuch empfangen. «Das tut mir auch weh, viele Freundschaften gehen kaputt dadurch.»<sup>50</sup> Den Ausschluss von ihrem Freundeskreis und eine gewisse Isolation empfand die Interviewpartnerin deutlich, ebenso ihre Abhängigkeit: Sie, die ehemalige Führungskraft, die immer gegeben hatte (beruflich und in ihrer Familie), war nun vom Staat beziehungsweise der Zuweisung einer Sozialwohnung abhängig geworden. Sie war wütend, verzweifelt und bitter: «Dabei will ich gar nicht so viel.» Sie komme sich vor wie ein «Bettler».<sup>51</sup> Die ehemalige leitende Altenpflegerin fiel mit der Verrentung und der erzwungenen Wohnungsaufgabe aus dem Leben in ihrer Sozialgemeinschaft heraus. Die Möglichkeiten ihres sozialen Lebens, die nicht mehr gelebt werden konnten, drücken das «Verworfensein» und «Unsichtbarsein» im Sinne von Judith Butler<sup>52</sup> aus:

49 Interview Esther Gajek 12. 9. 2013.

50 Interview Irene Götz und Petra Schweiger, 29. 1. 2015, siehe auch das Porträt Götz, Irene; Schweiger, Petra: Dawina Publica «Ein Leben lang gearbeitet» – und jetzt keine Wohnung. In: Götz, Kein Ruhestand (Anm. 17), S. 103–112. Zum Verhältnis zwischen Armut und sozialer Isolation im Alter siehe auch Grenier, Amanda et al.: Social Isolation in Later Life: The Importance of Place, Disadvantage and Diversity. In: *Journal of Aging & Social Policy* 34/3 (2021), S. 471–495.

51 Götz; Schweiger (wie Anm. 50).

52 In einem Zeitschriftenbeitrag (Van Dyk, Silke: Vom Leben in der Zeit. Theoretische Perspektiven auf die Analyse von Lebensalter und die gesellschaftliche Norm der Alterslosigkeit. In: *Zeitschrift für Theore-*



Dawina Publica rückte durch ihre Arbeitsbiografie, den für ihren Beruf typischen körperlichen Verschleiss und infolgedessen die Frühverrentung auch geografisch gesehen an den Rand des «normalen» Lebens, das sie eigentlich für ihren Ruhestand erwartet hatte. Sichtbar wurde diese «Randständigkeit» sprichwörtlich, als das Wohnungsamt ihr nach ein paar Jahren eine kleine Wohnung am Stadtrand zuwies. Sie musste ihre Sozialkontakte neu aufbauen.

Ein anderer Fall offenbart, wie das Sparregime zur absoluten Selbstbeschränkung führt: Traudel Heller, eine ehemalige Beamtin, 70 Jahre alt, bezog rund 1400 Euro Pension. 300 Euro im Monat zahlte sie für Schulden an die Banken zurück. Diese waren nach ihrer Scheidung durch Umzugskosten und Ausgaben für neue Möbel entstanden. Ihre Wohnung war mit rund 700 Euro Miete viel zu teuer, wie man ihr auf der Schuldnerberatung sagte. Sie würde sie nicht halten können. Ihre täglichen Sparstrategien beschrieb sie wie folgt: «Ich spüle einmal in der Woche, [...]. Einmal in der Woche wasche ich [...]. Also und ansonsten wird das Licht ausgedreht und Fernsehen hat man halt. [...] Eingezogen bin ich mit Strom für 33 Euro. Das ist ja alles um 20 Euro raufgegangen. [...] Die grösste Sorge ist jetzt das mit der [Erhöhung der Miete für die] Wohnung.»<sup>53</sup> Frau Heller traf nicht einmal ihre engsten Verwandten, Tochter und Enkel, weil sie sich die Fahrtkosten nicht leisten konnte. Sie bilanzierte ihre Situation wie folgt: «Ich bin ja nur am Rennen und am Arbeiten und Schauen, wie ich gut oder billig lebe. Verstehen Sie? Also ich hoffe nur, dass ich lang gesund bleibe. Weil dann kann ich gleich vom siebten Stock runterspringen.»<sup>54</sup> Der Alltag wurde dominiert vom Gebot des Selbsterhalts in absoluter Sparsamkeit. Und über allem schwebte die Angst, krank zu werden, denn dann würde die Energie nicht mehr reichen, um Sonderangebote zu ergattern, und es würden teure Zuzahlungen nötig, die sich Frau Heller nicht mehr leisten konnte. Ihr Résumé fiel dementsprechend deprimierend aus: «Das Leben ist eigentlich gelaufen. Ich sehe kein Highlight mehr für mich.»<sup>55</sup>

Selbst bei Frauen, deren Renten weit über der gesetzlichen Durchschnittsrente lagen, bildete der Eintritt in den Ruhestand eine gravierende Zäsur. Das fehlende Geld bedeutet multiple Ausschlüsse: Es wurden im Falle unserer Interviewten keine Investitionen (zum Beispiel von Möbeln, Hausrat oder Kleidung) mehr getätigt, im Gegenteil, Besitztümer wurden verkauft; medizinische Leistungen, die nicht von der Krankenversicherung abgedeckt oder bei denen höhere Zuzahlungen nötig wurden, gerieten zum Problem. Einladungen und Geschenke konnten nicht erwidert werden. Das Kündigen von Mitgliedschaften oder Abonnements von kulturellen Veranstaltungen verstärkte den sozialen Rückzug. Damit reduzierte sich zugleich der Kreis jener, die in prekären Situationen helfen oder beistehen könnten.

tische Soziologie 1 (2015)) bezieht sich van Dyk auf das Verworfensein und den Ausschluss in Bezug auf Hochaltrigkeit und darin auf Butler (wie Anm. 13).

53 Interview Esther Gajek, 17. 4. 2015. Siehe auch das Porträt Gajek, Esther: Traudel Heller: Nicht (mehr) dazugehören. In: Götz, Kein Ruhestand (wie Anm. 17), S. 156–165.

54 Ebd.

55 Ebd.

Die gelernte Innenarchitektin Astrid Osten, 75 Jahre, benannte den Moment des Eintritts in den Ruhestand als «Armutsfalle» und wie viele als regelrechten Ausschluss.<sup>56</sup> Die ehemalige Sachbearbeiterin in der Arbeitsagentur kannte sich mit Anträgen sehr gut aus, wusste aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit um Spielräume und Gesetzeslücken – ein Wissen, mit dem sie vielen Künstler\*innen hatte helfen können. Sie war in ihrem ganzen Leben stark politisch aktiv: in der Frauenbewegung ebenso wie im Kampf für die Rechte von Palästinenser\*innen. Ihr jahrelang praktizierter Antimaterialismus wurde beim Renteneintritt schmerzlich spürbar. Die Rente von 852 Euro musste sie mit einem Minijob, der 150 Euro monatlich einbrachte, aufstocken – und auch damit kam sie kaum aus. Ihren Renteneintritt hatte sie wie folgt erlebt: «Aber wie gesagt, ich bin genau wie alle anderen in diese Armutsfalle geraten, in diese Hoffnungslosigkeit, in diese, wie will ich sagen, in dieses Verstummen. Also ich wusste gar nicht, wo ich jetzt anfangen soll, mir selber mal meine Situation zu erklären.»<sup>57</sup> Verstummen und Scham – das sind zwei besonders auffällige Phänomene, die mit der Armut und dem Verstecken derselben einhergehen. Deshalb wird im Folgenden davon besonders die Rede sein.

## Ausschluss durch Scham

Das Beispiel von Hilde Meyer, 71 Jahre, die ein Reisebüro führte und zum Zeitpunkt des Interviews 1000 Euro Rente bezog, steht für viele, die sich lange Zeit schämten, ihre Situation, an der sie sich selbst schuld fühlen, öffentlich zu machen. Unser Aufruf, sich als Betroffene an unserer Studie zu beteiligen, sei der erste Schritt gewesen, sich ausserhalb ihres privaten Umfelds mit ihrer Situation auseinanderzusetzen, sagte sie uns. Die Interviewpartnerin, die Zeit ihres Lebens avantgardistisch für die Frauenrechte eingetreten war, reflektierte die Unsichtbarkeit ihrer Situation wie folgt: «Ich habe lange gedacht: Ich sage es keinem Menschen, wie wenig ich kriege. In meinen Frauengruppen reden wir über viele verschiedene Themen, Frauenthemen natürlich, private und politische Themen, Altwerden und unsere eventuelle Hilfsbedürftigkeit, aber das Geldthema ist tabuisiert. Was jede zur Verfügung hat oder die Einkommensunterschiede, darüber herrscht tiefes Schweigen. Erst jetzt [...] habe ich mich entschieden mit euch zu reden. [...] Einerseits war ich total wütend über meine kleine Rente. Andererseits habe ich mich aber auch geschämt. [...] Frauen, hauptsächlich Frauen meiner Generation, fühlen sich oft schuldig, denken, nur sie haben versagt oder etwas falsch gemacht.»<sup>58</sup>

56 Interview Esther Gajek und Alex Rau 8. 3. 2016. Siehe zu Ausschluss und Isolation als Folge solcher Übergänge im Alter Urbaniak, Anna u. a.: Life-Course Transitions and Exclusion from Social Relations in the Lives of Older Men and Women. In: Journal of Aging Studies 67 (2023): DOI: 10.1016/j.jaging.2023.101188.

57 Interview Esther Gajek und Alex Rau 8. 3. 2016.

58 Interview von Irene Götz und Alex Rau, 8. 10. 2016. Siehe auch dies.: Hilde Meyer: Warum keine Rentenpunkte für gesellschaftliche Arbeit? – Ein Leben für die Frauenbewegung. In: Götz, Kein Ruhestand (Anm. 17), S. 201–211.

Der bereits weiter oben skizzierte Fall der aus einer bürgerlichen Existenz in die Grundsicherung gefallenen Dora Balogh zeigt ferner, dass Scham eine Folge des sozialen Abstiegs ist, eine Art Klassenscham, die mit dem Vergleich mit der früheren Schicht zu tun hat, mit der man nun nicht mehr mithalten kann. Nach der Scheidung von einem gut verdienenden Diplomingenieur wohnte sie nicht mehr im Familienbungalow und einem Umfeld der Einfamilienhäuser, sondern in einer kleinen abgenutzten Wohnung in einem Arbeiter\*innenviertel. Seit ihrem Renteneintritt konnte sie sich kaum mehr etwas leisten: «Das ist einfach so furchtbar, man schämt sich so. Man hat halt sich bisher immer in einer bestimmten Lage aufgehhalten, wo das gar nicht in Frage stand, dass man für den nächsten Tag noch sein Essen hat. Heute ist es so, dass ich ein paar Tage vor dem Letzten überleg', was machst du jetzt? Isst ein Spiegelei? Oder paar Kartoffeln, irgendwas, was unbedingt sein muss.»<sup>59</sup> Auch die ehemalige Angestellte Monika Tegt, die mit 900 Euro Rente und einem Minijob im Callcenter auszukommen versuchte, hielt ihre finanzielle Lage unsichtbar – und schämte sich. Dies kam indirekt im Interview dadurch zum Ausdruck, dass keines ihrer Kinder von ihrer prekären Situation wissen sollte: «Nein. Die wissen nix. Nein, also das möchte ich nicht, ich komme ja zurecht.»<sup>60</sup> Die Interviewpartnerin schränkte sich lieber selbst ein und übte Verzicht. Niemals würde sie die Kinder um Hilfe bitten. Auch hier ist sie kein Einzelfall unter den Interviewten. Sie wollte das Geld aus ihrem Minijob auch dafür nutzen, ihre Kinder und das erwartete erste Enkelkind zu unterstützen. Diesen keine Geschenke machen zu können, war in ihrer Vorstellung anlog zu den anderen Interviewten besonders bitter und schambesetzt. Sie betonte, den Kindern immer nur «Geben, Geben» zu wollen, weil diese es ja auch schwer hätten.<sup>61</sup>

Sicher spielt hier auch das von Silke van Dyk analysierte Altersbild – die Älteren als Backup der Jüngeren zum Erhalt der Leistungsgesellschaft – eine Rolle, die von Monika Tegt wie auch von anderen Interviewten habituell und praxeologisch angenommen wird: Monika Tegt präsentierte sich uns und, wie im Interview deutlich wurde, auch ihrer Tochter als altruistische und um jeden Preis die Familie unterstützende (werdende) Grossmutter. Sie war in ihrer Vorstellung von der eigenen Zukunft, obwohl sie sich das gar nicht leisten konnte, als Babysitterin da, beziehungsweise sie war traurig, dass sie im Callcenter arbeiten musste, anstatt ausreichend Zeit für die Betreuung des Enkels zu haben. Wie viele Interviewte war es unhinterfragter Teil ihres Selbstbildes und ihres Wertehorizonts, zuerst an die Familie zu denken und sich und eigene Bedürfnisse bescheiden zurückzunehmen. Entsprechend erschien auch ihr reproduktive Arbeit als ein selbstloser Liebesdienst – Geld für die Betreuung des Enkels zu verlangen, würde ihr (wir fragten ketzerisch danach) nicht in den Sinn kommen. Folglich würde die Tochter jemanden ausserhalb der Familie bezahlen und Monika Tegt sich weiter im Callcenter abarbeiten. Eine kreative Form, die diese ungeschriebenen Regeln und Erwartungen unterlaufen und die vulnerable Situation Monika Tegts wie auch die

59 Interview Esther Gajek 12. 9. 13.

60 Interview Irene Götz, Petra Schweiger, 12. 3. 2015, siehe Rau: Monika Tegt (wie Anm. 29).

61 Ebd.

Lage der jungen Mutter entlastet hätte, wäre gewesen, dass die Tochter ihre Mutter anstatt eine fremde Person für die Babybetreuung bezahlt. Doch eine solche Praxis, die gängige Rollenerwartungen an die altruistische Grossmutter unterliefe, war nicht vorstellbar und damit die Verbesserung der Lage auch nicht verhandelbar.

## Poverty-Mimicry und die Frage widerständigen Handelns

Es lässt sich festhalten: Alle interviewten Frauen erlebten mehr oder weniger einen sozialen Ausschluss, indem sie den erwarteten Standards des mittleren Alters – auskömmliche Erwerbsarbeit, soziale Teilhabe – nicht mehr entsprechen konnten. Scham oder defensive Haltungen, das Gefühl, allein zurechtkommen zu müssen und sich niemandem zu öffnen, zeigten, wie Ausschluss und Selbstausschluss Hand in Hand gehen. Dieses Verbergen der eigenen Lage lässt sich als *Poverty-Mimicry* bezeichnen. Der strukturell vorgegebene Renteneintritt erzeugte oder befeuerte Rückzug und Isolation und erforderte aus Sicht vieler Frauen das Verbergen der materiellen Einbussen und ihrer Folgen. Wenn die eigene Lage den Vergleichen mit Nachbarn und Bekannten nicht mehr standhält und die bislang üblichen Standards nicht mehr gehalten werden können, muss dies entweder möglichst aus eigener Kraft bekämpft werden oder aber die soziale Existenz ist gefährdet. Hier zeigt sich die Macht des mittelschichtlichen, bürgerlichen Massstabs, dem sich die Frauen unterwerfen und nach dem sie den eigenen Wert bemessen.

Aber auch Gegenbeispiele, die im Ansatz widerständige Praktiken zeigen, seien genannt: Dies ist allein angesichts der Angepasstheit an antizipierte Verhaltenserwartungen altersarmer Frauen offensichtlich schon der Fall, wenn jemand offen und offensiv über die eigene Lage berichtet und diese somit bearbeitbar macht. Altersarmut wurde im Einzelfall ausnahmsweise nicht mit Bescheidenheit und Rückzug hingenommen, sondern Bedürftigkeit entweder thematisiert oder es wurden kreative Lösungen gefunden, um den Mangel an finanziellen Mitteln situativ, zum Beispiel mit Hilfe sozialen Kapitals, zu kompensieren.

Die ehemalige Geschäftsfrau Regina Kirchhoff schilderte offen und selbstbewusst in einem Presseinterview und in einer öffentlichen Lesung, dass sie auf Grundsicherung angewiesen sei. Sie schämte sich nicht für die bezogene Sozialleistung, liess sich, weil sie es selbst nicht finanzieren konnte, von ihrem langjährigen Freund\*innenkreis ein grosses Fest zum 70. Geburtstag schenken oder auch im Alltag einmal einladen und nutzte ehrenamtliche Engagements, die in ihrem Fall mit einer Aufwandspauschale verbunden waren, um den ihr monatlich zur Verfügung stehenden Betrag von 634 Euro aufzubessern.<sup>62</sup> Ihr soziales Kapital, das sie zu nutzen sich nicht scheute, und vor allem ihr offener Umgang mit ihrer

62 Interview von Alex Rau am 6. 7. 2015, siehe das Porträt Rau, Alex: Regina Kirchhoff: Prekär? – «Ich bin rundum zufrieden». In: Götz, Kein Ruhestand (wie Anm. 17), S. 176–184. Aufwandsentschädigungen aus Ehrenämtern wurden bereits 2017 im Unterschied zu Erwerbsarbeit nicht auf die Grundsicherung angerechnet.

Lage erlaubten ihr eine andere, weniger belastende Bewältigung derselben. Auch das von einer anderen Befragten, Hilde Meyer, letztlich durch unsere Gespräche möglich gewordene «Outing», das Bekanntmachen ihrer geringen finanziellen Spielräume in ihren Frauengruppen, half ihr, über ihre Selbstvorwürfe und Schuldgefühle hinwegzukommen und Altersarmut als ein kollektives, politisch nicht ausreichend angegangenes strukturelles Problem zu begreifen und verhandelbar zu machen.<sup>63</sup>

Solche Versuche, strukturelle Benachteiligungen durch kreatives Verhalten in ihrer Macht zu entkräften oder Bilder und Erwartungen widerständig zu unterlaufen, waren Einzelfälle. Meist blieb es bei individuellen Bewältigungsstrategien im Stillen; die Frauen wurstelten sich durch,<sup>64</sup> sparten rigoros, planten voraus, schränkten sich ein, verausgabten sich in einem bereits für sie zu anstrengenden Job. Aktivistischer Widerstand kam bei fast allen Befragten nicht vor – dafür fehlten Kraft und Zeit.

Alex Rau hat in ihrer Dissertation an Fallstudien aus unserem Projektkontext herausgearbeitet, warum Widerstand kaum möglich ist. Sie analysierte insbesondere die Rolle von Affekten, mit denen von Altersarmut betroffene Frauen ihre Situation bearbeiten. Dies sind, wie sie zeigt, vergeschlechtlichte Gefühlsmuster, ein weibliches «Affektregime». Bei der Bearbeitung der alltagspraktischen Folgen der «strukturellen Ursachen vergeschlechtlichter Armutslagen»<sup>65</sup> übernehmen Emotionen verschiedenster Art und Komplexität eine zentrale Rolle, insbesondere sind dies, wie Rau zeigt, «Minderwertigkeit und Einsamkeit», «Kränkung», «Mutterliebe und Melancholie», «Scham und Schuld». Sie haben eine Vermittlungsrolle zwischen Struktur und Handlung inne. Die jeweilige Logik hinter der Praxis wird, anders formuliert, von Affekten bestimmt, die sich wiederum aus Klassenlage, Milieu, Gender, biografischer Erfahrung und dem verfügbaren sozialen Kapital ergeben. So stellt unsere Projektkollegin dar, dass sich die spezifischen Affekte aus den Strukturbedingungen des Feldes, etwa aus präfigurierten Mutterrollen und Familienorientierungen oder aus Leistungsimperativen, ableiten lassen und durch die soziokulturellen und politischen Kontexte in spezifischer Weise biografisch angelegt und praxeologisch wirksam werden.

Bezüglich der Folgen für gesellschaftlichen Wandel und politische Bearbeitung und Mobilisierung kommen die Affektregime demnach, so Raus These, vor allem als Bremse ins Spiel, innerhalb derer die Handlungsmacht der Akteurinnen in einer Weise begrenzt erscheint, dass ein solidarisches, kollektives Aufbegehren der Prekarisierten angesichts einer oft verschämt verschwiegenen, ohnmächtig und angstvoll erlebten oder auch verleugneten Lage kaum möglich und erwartbar ist. Inmitten des Kampfes um die alltägliche Lebensführung in

63 Siehe das Interview von Irene Götz und Alex Rau am 8. 10. 2016 und das Porträt zu Hilde Meyer (wie Anm. 58).

64 Siehe hierzu besonders auch Götz, Irene; Schweiger, Petra: Micro-Practices of Domestic Living. The Self-Care of Older Women in Precarious Circumstances. In: *Anthropological Journal of European Cultures* 32/1 (2023), S. 15–40: [www.berghahnjournals.com/view/journals/ajec/32/1/ajec320103.xml?ArticleBodyColorStyles=full-text](http://www.berghahnjournals.com/view/journals/ajec/32/1/ajec320103.xml?ArticleBodyColorStyles=full-text), 2. 9. 2023.

65 Rau, Alexandra: *Das Affektregime weiblicher Altersarmut. Zur subjektiven Verarbeitung von Prekarität*. Frankfurt/M. 2024.

Knappheit verhaftet und dabei individualisiert, bleibt die Lage der Einzelnen bereits für die Familie unsichtbar und politischer Druck durch die Subalternen selbst weitgehend aus.

Emotionen, wie insbesondere die Scham, sind kurzum habitualisierte Effekte gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse, die damit zementiert werden und die Subjektpositionen der Frauen vielfach bestimmen. Wer sich schämt, zieht sich nach der Handlungslogik der Frauen dieser Kriegs- und Nachkriegsgenerationen, die zu Bescheidenheit und «Selbständigkeit» erzogen wurden, zurück; diese Logik zeigen die obigen Beispiele.

In Anlehnung an Thomas Küppers Konzept einer Age-Mimicry<sup>66</sup> fanden wir im untersuchten Datenmaterial eine Poverty-Mimicry. Sie drückte sich in zahlreichen Aspekten aus: Dazu gehören das Kaschieren von Armut, beziehungsweise das Angleichen an bürgerliche Leitbilder, Praktiken des Schonens der Kleidung, des «gepflegten» Auftretens, des Improvisierens durch das Selbermachen, des Nicht-Sprechens über die Finanzen sowohl bei den Familienmitgliedern als auch in der weiteren Öffentlichkeit und letztlich der Rückzug, wenn die eigene Lage auffallen könnte. Poverty-Mimicry als alltägliche Praxis ist zeit- und arbeitsintensiv; sie ist Arbeit am Selbst(erhalt), an der Zurichtung des Subjekts, sei es das der gebenden Grossmutter oder der noch leistungsfähigen Arbeitskraft oder der sich gut kleidenden und damit gut situiert erscheinenden Frau, die weiterhin alles tut, um die gebotenen Standards zu erfüllen.

Praktiken des (optischen) Kaschierens von und unermüdlichen Anarbeitens gegen Altersarmut und deren Folgen als auch der resignative Rückzug aus Scham sind Reaktionen auf inkorporierte Erwartungen und Vorstellungen der Gesellschaft über Ältere. Die Frauen werden subjektiviert durch den Leistungsimperativ des «aktiven» und «jungen Alters», das sich selbst weiterhin versorgen und sich in der Gesellschaft nützlich machen kann. «Niemandem zur Last [zu] fallen» ist ein Credo, das die Interviewten explizit oder implizit als Mantra und Triebfeder ihres Handelns in ihrem alltäglichen Kampf in Bewegung und zugleich in ihrem Tun gefangen hält. Dieses Credo ist ein machtvolleres Dispositiv des Diskurses über Alter, das bereits Heinrich Grebe herausgearbeitet hat.<sup>67</sup> Bei – teilweise seit Jahren allein wirtschaftenden – Frauen, die es gewohnt sind und die stolz darauf sind, selbständig zu sein, fällt es auf fruchtbaren Boden, so dass sie lieber nicht mehr heizen, weniger (gesund) essen, sich in Minijobs aufarbeiten, lieber auf soziale Teilhabe verzichten als «zur Last zu fallen», sprich zum Sozialamt zu gehen oder sich der Familie zu offenbaren. Dabei wirkt nicht nur das Altersbild der potenten, unabhängigen Best Ager, sondern auch das Bild der von van Dyk beschriebenen selbstlosen und unterstützenden Älteren. Jolanda Fischer, die

66 Küpper: Age Mimikry (wie Anm. 14).

67 Wie in Grebes Diskursanalysen deutlich wird, gilt es, «niemande[m] zur Last [zu] fallen, sondern Jüngere stattdessen [zu] inspirieren und [zu] unterstützen» (vgl. S. 13 in Grebe, Heinrich: Wie Hochbetagte um sich selbst Sorge tragen. In: APuZ. Aus Politik und Zeitgeschichte 65/38–39 (2015), S. 10–17). Dieser Wunsch steht auch bei unseren Interviewten als Triebkraft hinter dem angeeigneten gängigen Narrativ, im Ruhestand «diszipliniert wie produktiv» zu bleiben. Es wird alles daran gesetzt, insbesondere nicht von der Familie abhängig zu werden.

mit (falscher) Rücksicht auf ihre Kinder keine Grundsicherung beantragt, und Monika Tegt, die ihren Kindern immer nur «geben» will, sind Beispiele für das Unterworfensein unter entsprechende Altersbilder. Des Weiteren regieren gerade bei den von Armut bedrohten Frauen wohl auch die omnipräsenten Bilder vom «Sozialschmarotzer»<sup>68</sup> und solche von nach Mitleid heischenden Armutsfiguren, von denen sich zum Beispiel Jolanda Fischer abgrenzte. Ihr Schönheitshandeln – sich sorgfältig zu schminken und in modischer Kleidung aufzutreten<sup>69</sup> – diente insbesondere im Kontext ihrer Arbeit (dem als Sinnbild für soziale Schwierigkeiten geltende «Strassenzeitungsverkauf») sicher dazu, dem Bild der armen «verwahrlosten» Almosenempfängerin so weit wie möglich zu entkommen. Es geht um Selbstwert, aber auch um die Erscheinung nach aussen, um die Bestätigung der eigenen Würde durch die Umgebung. Die Poverty-Mimicry bedient sich hier den aus der Age-Mimicry heraus bekannten Praktiken.

Bei den Praktiken des Umgangs mit Altersarmut gab es, so gesehen, sicher auch Mischformen von Age-Mimicry<sup>70</sup> und Poverty-Mimicry. Dies war bei Versuchen zu beobachten, Altersdiskriminierung auf dem Arbeitsmarkt strategisch zu begegnen und sich dafür (oft vergeblich) «jung zu machen». Die vorgestellten Beispiele verdeutlichten, dass sich Formen des Mimicrys im Falle von materiell verwundbaren Frauen im Alter hier vor allem und zuerst auf das *Kaschieren ihrer Armut* und weniger auf Praktiken des weiterhin Jung-Erscheinens kaprizieren (müssen). Age-Mimicry ordnet sich, wenn sie angestrebt wird, der Existenzsicherung funktional unter, etwa bei der Arbeitssuche. Dass Poverty-Mimicry weitaus dominanter als Age-Mimicry bei unseren Fallbeispielen war, hat zunächst einen einfachen Grund: Solche Anpassungsleistungen an und Formen der Unterwerfung unter das hegemonale mittlere Alter bezüglich Aussehen, Fitness und Lebensstil, wie sie Küpper bespricht, muss man sich letztlich finanziell, zeitlich und praxeologisch – von den Handlungsmöglichkeiten her – leisten können.

Hier sollten zukünftige Studien durch differenzierte Fallanalysen anknüpfen. Es gilt, die intersektionale Verwobenheit der Kategorien Alter(n) und Armut, beziehungsweise von Age-Mimicry und Poverty-Mimicry situativ zu analysieren, wobei weitere soziografische Faktoren wie soziale und regionale Herkunft, Bildung und Migrationserfahrung genauso wie Gender zu berücksichtigen sind. Und nicht zuletzt ist dabei die Grenze zwischen Mimicry als eine Form von Unterwerfung unter Alters- oder auch Armutszumutungen einerseits und widerständigen Praktiken andererseits nur von Fall zu Fall zu ziehen. Kaschiert die Strassenzeitungsverkäuferin im modischen Outfit, gut geschminkt und gepflegt, nun ihre soziale Lage (Poverty-Mimicry) und/oder unterläuft sie die antizipierten Armutsbilder

68 Lehnert: «Arbeit, nein danke»!? (wie Anm. 21). Hier wird durch Diskursanalysen festgestellt, wie medial omnipräsent dieses Bild seit den neoliberal grundierten Reformen des Arbeitsmarktes und Sozialstaats in Deutschland geworden ist.

69 Keine der Befragten war äusserlich durch z. B. abgetragene Kleidung oder ein ungepflegtes Erscheinungsbild als arm erkennbar. Modische Kleidung hatten die Frauen durch Tauschringe, Flohmarktfunde oder den Rückgriff auf Kleidung aus ihren besseren Zeiten zur Verfügung. Viele trugen Nagellack und Make-up und hatten sich die Haare aufwändig frisiert.

70 Küpper: Age Mimikry (wie Anm. 14).

ihrer Kundschaft und bewahrt sich damit ein Stück widerständige Distanz zu ihrer Tätigkeit? Oder setzt sie die Mimicry strategisch als Distinktionspraxis ein, um als «gepflegte» Frau mehr Respekt zu bekommen und vielleicht auch den Umsatz zu steigern? Erst die differenzierte ethnografische Analyse ermöglicht, hier die oft ambivalenten Haltungen und komplexen Motivlagen zu entwirren.

Altersbilder und auch Frauenbilder beeinflussen, wie gezeigt wurde, auf jeden Fall in der einen oder anderen Weise das Selbstbild und Handeln der hier untersuchten vulnerablen Frauen. Sie wirken als machtvolle Rahmung von *Subjektivierungsprozessen* zusammen mit einschlägigen gesellschaftlichen Strukturen (Erwerbsbiografien, Renten- und Arbeitsmarktpolitik) und produzieren Armut als weiterhin viel zu selten gesehene Praxis des Ausschlusses.



